



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Preußische Loyalität auf der Eisenbahn.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und ironistren dann ihr eignes Davonlaufen, kurz, es hat sich im Wesentlichen Nichts geändert. Das lernen wir aus jener Posse von Kalisch, die wenig Begebenheit, aber viel Maskerade enthält. Zuletzt kommt ein ganzer Maskenanzug politischer Anspielungen.

Der Leipziger und der Meßfremde freute sich über die bunte Wirthschaft, obgleich die Schauspieler schlecht Berlinisch sprechen. Auch die politische Anspielung, die Wize auf den heiligen Dreikönigsbund und die schwarzweißen Gliedermännchen wurden mit glühendem Jubel aufgenommen.

Woher kommt es, daß dergleichen Wize und der ihnen folgende Applaus uns wie ein Stich durchs Herz gehn? Der Punsch treibt es mit den politischen Notabilitäten der stolzen Britannia viel ärger, und Niemand wird dadurch skandalisirt. Parteiempfindung kann es auch nicht sein, denn die Satyre wird allen Seiten gerecht, der Demokrat kann sich so wenig beschweren als der Treubündler.

Aber es ist freilich ein großer Unterschied zwischen den Späßen eines freien, mächtigen Volks, und diesem ironischen Instichgehen einer Nation, die durch eignen Unverstand zum zweiten Mal in den alten Zustand gefallen ist. Dies Lachen über die eigene Erbärmlichkeit hat etwas Krampfhaftes, Unheimliches; es steht nach Blödsinn aus. Was ist das für eine Liebe, für ein Glaube gewesen in den trunkenen Festtagen des vorigen Jahres, daß man jetzt schon im Stande ist, sich durch Cynismus davon zu befreien! Das Glend nach der Schlacht bei Jena hat viel närrische Erscheinungen eines excentrischen Patriotismus hervorgebracht, aber bei alledem war doch viel sittliche Größe, selbst in den wüsten Träumereien der Jugend. Jetzt erfreut man sich über den Heldenrausch des passiven Widerstandes, man enthält sich der Wahlen und man lacht sich selber aus.

Deutsches Volk! Du hast zu früh Oden auf deine Größe gedichtet, zu früh dich von dem Selbstgefühl souveräner Egoisten in den Wahn einsingen lassen, man könne sich von seinen Fesseln befreien, wenn man ihrer spottet. Bußlieder sollt ihr erdenken, ihr tapfern Poeten, Asche streuen auf euer Haupt, denn nur wer seine Schmach tief empfindet, kann sich aus ihr erlösen.

Preussische Loyalität auf der Eisenbahn.

Auf dem Bahnhof schnaubt die Riesenmaschine, Menschen und Koffer drängen sich bunt durcheinander; es scheint unmöglich dies Chaos zu ordnen, einzupacken und zur Ruhe zu bringen. Für den Abschiedsschmerz hat Niemand hier Zeit noch Raum. Man kann sich nicht einmal nach den Zurückbleibenden umsehen, kein Tuch winkt nach, kein Gruß wird nachgerufen. Die Idylle und der Roman, sonst treue Reisebegleiter, sind durch die Dampfmaschine vertilgt. —

Ich bin ein ältlicher Herr, dem diese Unruhe entsetzlich ist. Muß ich reisen, so erlebe ich jedesmal traurige Dinge an mir. Meine Seele fällt zusammen, und wird faltig wie ein Schlauch, in dem die Hitze den Wein austrocknet, ich werde immer kleiner, immer einfältiger, am Ende einer Tagereise bin ich nur noch Packet, Kollo, ein rundliches, unerkennbares Ding ohne eigenes Leben, ohne Selbstständigkeit, ich glaube auch meinen Namen habe ich manchmal vergessen und es ist mir passiert, daß ich meinen eigenen Regenmantel mechanisch untersucht habe, um zu entdecken, welche Gepäcknummer mir aufgeklebt ist, und als ich keine fand, wurde ich traurig, weil ich so gar keine Individualität mehr hatte. Ich bin ein stiller Mann auf Reisen, ja und ich muß sagen, daß ich eine Art von canibalischem Vergnügen darin finde, mich selbst zu beobachten, wie ich immer kleiner werde, wie ich einschrumpfe und endlich in ein glogängiges Nichts versinke. Wer mich in diesen Betrachtungen stört, ist mein Feind; daher fürchte ich auf der Eisenbahn zwei Arten von Menschen sehr, die Geschäftsreisenden, welche unaufhörlich sprechen und fragen, weil ihnen jeder Reisende als ein zukünftiger Geschäftsfreund erscheint, und eine gewisse Art von Damen mit spitzer Nase und schmalen Lippen. Es ist fürchterlich, welche Lebenskraft in einer solchen Dame steckt, zu Hause leiden sie an Nerven, auf der Eisenbahn aber, wo an andern ehrlichen Leuten das ganze Nervensystem herumbhängt, wie die Saiten einer Geige, die ihren Steg verloren hat, grade da werden sie ungeheuer munter, neugierig und gesprächig. Diese Passagiere fürchte ich, und suche sie zu vermeiden. Und außer ihnen noch den König von Preußen. Nicht sowohl den Herren selber, als die Unterhaltung von ihm. — Es gibt wenige Coupés auf wenigen deutschen Eisenbahnen, wo er nicht das immerwährende Zugpflaster für jede Art von Unterhaltung abgeben muß. Nie hat es einen Menschen gegeben, der so oft den Seelenfrieden stiller Passagiere gestört hat. Ueberall zuerst sein Name, dann Politik, dann Zanf, Erbitterung, dann feindseliges Knurren, in die Ecke Drücken und wüthende Blicke Schießen. — Es ist unerträglich unter dem Kreuzfeuer solcher giftigen Blicke als ruhiger unbetheiligter Mensch zu sitzen, es ist mir einmal passiert, daß mein seidenes Taschentuch, welches auf meinem Knie lag, seine blaue Farbe in häßliches Grün verwandelte, so viel Giftstoff war in dem Coupé.

Diesmal fuhr ich durch den Sand des Münsterlandes. Als ich einstieg, musterten meine Blicke furchtsam das Coupé. Ein Geschäftsreisender war nicht darin, aber zwei Damen, die eine hatte eine spitze Nase. Ich schauderte, mir ahnte Unheil. Gott beschütze mich heut vor Friedrich Wilhelm IV., betete ich im Stillen. Ich setzte mich, ich fing bereits an behaglich einzuschrumpfen. Da fiel mein träumerischer Blick auf die Dame mit der spitzen Nase. Zwei spitze Augen sahen mich spitzig an und bohrten sich in mich hinein, — ich war verloren, wie das Fuhn vor der Klapperschlange saß ich betäubt und unruhig. Allen andern Passagieren ging es ebenso. Die spitzen Blicke flogen prüfend auf jede Gestalt und von Jeder-

mann wußte sie in kürzester Zeit mit Hilfe einiger scheinbar ganz unschuldiger Fragen und Redensarten Alles Mögliche über sein Soll und Haben, seine Familie, seine Verdauung und seine Vorfahren. Ihr weiblicher Scharfsblick für Kleinigkeiten war bewundernswürdig und sie wußte sich viel damit, daß sie ein scharfes Ohr habe für die Unterschiede der Dialecte. „Sie haben gewiß in Berlin gelebt, aber Sie müssen aus hiesiger Gegend sein, sind Sie nicht Prediger?“ frug die Dame einen alten Herrn mit gutmüthigem wohlgenährtem Gesicht, der ihr grade gegenüber saß. Betroffen bejahte er alle Fragen, er war geärgert, wie ich, und machtlos gegen diesen Dämon, wie ich. — „Ich höre westphälische unverkennbare Anklänge durch Ihre Berliner Redeweise,“ sagte sie ihrem Opfer recht ironisch, „und den Geistlichen tragen Sie in jeder Miene.“ — Jetzt entspann sich ein kleiner Wortkampf, der alte Herr fühlte sich sehr beleidigt, die Dame versuchte versöhnlich einzulenken, endlich sagte er resignirt und verzweifelt: „nun da Sie alles wissen, will ich Ihnen auch meinen Namen sagen: ich bin der Oberhosprediger Strauß aus Berlin und allerdings in meiner Jugend oft hier gewesen.“ — Jetzt mußte man das Gesicht der Dame sehn, schmeichelhaftes, verbindliches Staunen, Bewunderung, geadelt durch Hochachtung, ihre kleine Nase zog die Spitze ein und wurde aus Achtung rundlich, wie das Bäuchlein des Oberhospredigers. „Ah der Verfasser der Glockentöne!“ rief sie. Der alte Herr lächelte jetzt seinerseits wieder freundlich und sprach mit glänzendem Antlitz und frommer Bescheidenheit: „davon weiß die jetzige Welt nicht viel mehr, am häufigsten mache ich die demüthigende Erfahrung, daß man bei meinem Namen an die berühmten Namensvetter, den Strauß der Mythe oder gar an den Walzer-Strauß denkt.“ Es erfolgte verbindliches Lächeln, Näherücken, alle die Symptome, welche sich einzustellen pflegen, wenn das Gespräch aufregend werden soll. — Ich zitterte. „Sie sehen den König oft, Herr Oberhosprediger?“ seufzte die Dame und sah sich schüchtern um, als fürchte sie, die Unterhaltung könne Anstoß geben. — Allerdings gab sie mir Anstoß, und ich glaube, ich habe geächzt. Sie sah mich starr an, aber ihr geübtes Auge mußte sie wohl keinen Radikalen des Jahrgangs 48 erkennen lassen, denn sie fuhr dreifler und immer wärmer fort: „Erzählen Sie mir doch von ihm, jede Kleinigkeit interessirt mich, seit man ihn von allen Seiten so ungerecht geschmäht hat, liebe ich ihn fast mit Leidenschaft. Voriges Jahr in der Blüthe seines königlichen Märtyrthums, als er in Köln nach so viel Leiden wieder seine anmuthige Liebenswürdigkeit entfaltete, sah ich ihn zum ersten Mal. Wie war es möglich, diese weiche, fast weiblich poetische Natur in so verzerrten Bildern dem Volke darzustellen, mit welchen plumpen gemeinen Verdächtigungen hat man sie ins Schwarze zu malen versucht! Trotz des nahenden Alters hat das Wesen des Königs noch unverkennbar den Ausdruck von Geistesfrische und Gemüthsempfänglichkeit, den er, der Erstgeborene der lieblichsten Frau, als mütterliches Erbtheil erhalten hat. Er artet vielleicht zu sehr nach der Mutter, er hat zu wenig hohenzollernsches Blut, zu wenig Stahl

und Starrheit, das weibliche Element waltet bei ihm vor. Er ist unstreitig der geistreichste, gutherzigste und tugendhafteste Mann.“ —

Mir trat der Schweiß auf die Stirn, ich wartete jeden Augenblick einen Fluch aus irgend einer Ecke zu hören. Aber Alles blieb still, der Oberhofprediger unterbrach die Enthusiastin, indem er stürmisch ihre Hand ergriff und küßte: „wie wohl thut es meinem alten Herzen, einmal so gut über meinen König reden zu hören. Sie sind gewiß eine brave Soldatenfrau,“ sagte er. „O nein, ich bin nur die Frau eines der armen beneideten sogenannten Bureakraten, aber ich spreche gewiß unparteiisch, mein Mann ist nie bevorzugt, sondern oft sogar ungerecht zurückgesetzt worden,“ erwiderte sie und versuchte schwermüthig auszufehn.

Jetzt wurden die Beiden gemüthlich, die Dame würdigte uns keines Blickes mehr, sondern lauschte den Erzählungen des Oberhofpredigers, der anfang sich über das häusliche Glück des Königspaares auszulassen. — Gut konnte das nicht enden. Mir wurde sehr unbehaglich, sechs Menschen saßen in dem Coupé, wenigstens einer davon mußte ein Feind dieses Königs und seines Familienglückes sein, ich musterte ängstlich die Gesichter. Neben mir eine westphälische Dame mit geistreichem Auge, die in die Unterhaltung hinein lächelte und mich manchmal mit einem schalkhaften Blick maß, welcher bedeutete: Sie sind ein lächerlicher kleiner Herr! aber trotzdem that mir ihr Blick wohl, sie war mein Liebling im Coupé; von der war nichts zu befürchten. Wohl aber von jenem jüngeren Menschen mit großem Bart. — Himmel, er fing an sich in die Unterhaltung zu mischen. Die Königin von Preußen, sagte er, hat nicht eher ihre Religion verlassen, bis ihre Zwillingsschwester Kinder hatte und sie nun wissen konnte, daß ihr selbst keine bestimmt wären, die sie sonst der Verdammniß preisgegeben haben würde. — Der Wappenring an der rechten Hand und der westphälische Accent ließen aus dieser frommen Aeußerung einen Ritterbürtigen aus dem Münsterlande erkennen. — Da war eine Bombe eingeschlagen, der Hofprediger lächelte ironisch; die Dame sah verstört aus. Der Ritterbürtige aber nahm die schöne Gelegenheit wahr, welche ihm das Verstummen seiner Feinde bereitete, und fuhr mit seinem Zorn gegen Preußen heraus, er wiederholte die Schmähungen gegen den König über den vielbesprochenen Befehl zum Rückzug der Truppen in der Märznacht. Mit Thränen in den Augen und zornbebender Stimme fing unsere Reisefährtin an, dagegen zu kämpfen, der Hofprediger stand ihr treulich bei. Das Gefecht ging los, alle Scenen, welche ich schauernd geahnt hatte, das laute Sprechen, die gerötheten Wangen und Nasen, Aufregung, Zorn, gegenseitige Verachtung. Und was das ärgste war, ich selber mischte mich in die Unterhaltung; die Westphalin mit den guten Augen sah mich an, ich sollte dem Oberhofprediger zu Hilfe kommen. Ich wurde schwach, ich öffnete den Mund, ich wurde patriotisch, loyal, Gott weiß was. — Ich verlor alle Haltung. Was ich gesagt und gezankt habe, ich weiß es nicht mehr. Als ich wieder zu mir kam fand ich mich auf dem Bahnhofe in Deutz, mit bloßem Kopf, dem entseßlichen Zugwind

Preis gegeben, der Oberhofsprediger drückte freundschaftlich eine meiner Hände, die spitzige Dame die Andere, mein Nachtsack lag betroffen zu meinen Füßen, im Hintergrund des Coupés kauerte grimmig mein Gegner, der Ritterbürtige, und die Westphalin mit den freundlichen Augen winkte mir lachend mit einem Battisttuch zum Wagenfenster heraus. — Es pfliff, sie fuhren weiter, ich stand allein. — O Friedrich Wilhelm, und wenn Du in Zukunft regierst wie ein Gott, Du kannst durch Nichts gut machen, was Du an Lunge, Stimmung und Behaglichkeit bei den Reisenden des heiligen deutschen Reiches ruiniert hast!

Aus Bonn.

Kinkel und das Ahrthal.

Bonn ist bekanntlich eine kleine häßliche Stadt, nur in den Vorstädten baut man Palläste, die Koblenzer Straße und die Häuser an der Poppelsdorfer Allee würden einer Weltstadt Ehre machen, auch in der Nähe des Bahnhofes entstehen hübsche Wohngebäude. Sucht man Leben, so muß man am Rhein wohnen; als Fremder im Hotel royal, welches einen herrlichen Garten hat, der bis an's Ufer reicht. Wir Norddeutsche schwärmen den würdigen Rhein noch immer an, und obgleich ihn die Eisenbahn jetzt nahe gerückt hat, bleibt er uns doch der alte Märchengott, der Vater der Lorlei und des Weins, zugleich Franzosenfresser, Trinkgenosse und alter Romantikus. Sein Rauschen klingt uns musikalischer als das Gemurmel anderer Ströme und sein Wasser begeistert unvermeidlich unsere Poeten. Eine schöne warme Nacht breitete ihr Dämmerlicht über die Gegend, als ich neulich an seinem Ufer saß. Das Siebengebirge war in einen Dufftschleier gehüllt, der seine malerischen Linien doch erkennen ließ, Lichter spiegelten sich im Rhein und die Glühwürmchen fuhren durch die stille Luft. Von fern aber schallten Walzerklänge und aus dem Gebüsch hoben sich mit unzähligen erleuchteten Fenstern die Gasthöfe am Rhein, die modernen Palläste unsrer Wanderzeit. Von Zeit zu Zeit rauschte das Wasser gewaltig auf, wenn die Dampfschleppschiffe vorüberbrauseten, die wie schwimmendes Feuer mit ihren Glutöfen durch die Dämmernacht fuhren. Nach allen Seiten wurde Auge und Ohr beschäftigt. Und doch konnte ich mich nicht freuen, ich dachte an einen Unglücklichen, den ich kannte und geliebt hatte. — In einem freundlichen neuen Häuschen unweit des Bahnhofes, wohnte noch vor wenig Monaten Gottfried Kinkel im Schooße seiner Familie, jetzt steht das Haus leer. Als ich ihn damals besuchte, saßen auf der Treppe, wie lebendige Orgelpfeifen, eine Reihenfolge reizender Kinder, alle mit den schönen Augen des Vaters mich ansehend. Oben gab seine Frau Unterricht in der Musik. Johanna Kinkel ist ein merkwürdiges Wesen; bekanntlich ist sie eben so häßlich als ihr Mann schön und, was noch schlimmer ist, wenigstens zehn Jahr älter als er. Man hat daraus ihre peinvolle Sorge, sie könnte seine Liebe verlieren und das verzweifelte Mittel, ihm das Revolutionsfieber einzupfropfen, herleiten wollen. Aber Johanna's Lebenslauf bot ihr schon früher manche Veranlassung zum Haß gegen die bestehenden Verhältnisse, in denen sie lebte; sie war die Tochter eines Gymnasiallehrers Namens Rockel und erhielt als solche eine gründliche, fast männliche Bildung. Diese, vereinigt mit ihrem Mangel an weiblicher Anmuth, zogen ihr schon in früher Jugend den Beinamen Hans oder „der Rockel“ zu, Lieblosigkeit und Spottsucht weckten gewiß früh die Anlage zu Bitterkeit, aber auch die Energie dieses Charakters. Im zwanzigsten Jahre verheirathete sie sich, vielleicht ohne Neigung